

Gegen den Wetterlecker richtet sich sein Horn. — Ein interessanter Nachmittag.

Mister Ebitler! — Wann ich den Wetterlecker, wo er kriegt, überhaupt e Wetter macht, daß es e Schand is, wann ich den fätsche könn, Mister Ebitler, ich glaub, ich wär im Stand, e Doppelmörder- e Suweifeit-Träbschdie an ihm ze kommitte, bifeits de Floor mit ihm ze weipe un ihn in die Mitt vun dem nerte Genshuri ene ze tude.



Was braucht denn der grad an eme Sonntag Nachmittag, noch eß daß ich aus 'm Haus bin, e Gewitter timme ze losse?

Nämlich, Mister Ebitler, ich wech nit, ob Sie des wisse, nämlich wege der Alti un die annere Wei bseit. Mei sämtliche Weibseit, des hecht ich mein die Lädies, die kriege bei jedem Gewitter die Krant mit französische Nits dordwache.

Deswege thu ich als e guter Familienvater un Wiedermann mich immer schun e Paar Stunde eb daß e Gewitter kimmt, mich aus'm Haus brüde.

Woher gestern hen ich das nit thun könne, indem daß des Gewitter schun e Paar Stunde, eb daß es werlich gekimme is, aefanage gehabt hot. Daborch hot die Alti e Warning gekriegt un hot mich nit fort gelosse.

Des Erste, wo die Alti thut, wann e Gewitter kimmt, des is, die heiße Luft in die Wohnung eiseperre un die Abföhluna nit erei ze losse, bei sämtliche Lüüre un Fenster zugemache, so daß mer verstide kann.

Un bei jedem Bliz is die Alti schur, daß es bei uns eigschlage hot, un of course, Mister Ebitler, bin ich da dran Schuld. Die Alti erpläht es immer, daß des Eigschlage die Sündeschuld is for ergen was, wo ich gethan hab.

Des heist, wo sie sagt, ich hätt's ge- than, dann in Werlichheit thu ich ja ni, sonnern im Gegetheil, weil ich nämlich so gut bin. Die gestrige Bliz hawne all bei uns eigschlage (es is thie natürlich gar nit eigschlage, es werlich ze thun), weil es die Sündeschuld war wege der efsäffische Kellnerin vun Oberburga in Franks, wo als Unfer Dolmetscher un Interpret ge- äkkt hot, wie ich un die Buide enaus fein. Un wann's abonnert hot, da hot meine Alti jedesmal gesagt, es thät vun dem Weirinte beim Fröhschoppe timme.

Die Maud sperrt sich während dem Gewitter immer in's Badezimmer ein, weil des bei Fenster in's Freie hot. Well, des is Geschmacksfach.

Un die Liesbeth seht sich uff die innere Treppe un thut sich ihr'n Kopf mit eme Tuch verbinne, damit sie's nit blitze sehe kann un damit sie des Dunnern nit so laut hört. Un Mei weibliche Entsetzlicher, die schreie un kreische un heule un flenne un weine, daß mer verückt wern kann.

Un was es besonnens angenehm macht, des is, daß mer bei dem Gewitter nach der Alti ihrer Thorie ünwerrhaupt gar nit thun darf. Mer darf nit rauche, weil des Feuer vun der Siggarr oder der Pfeif de Bliz anzieht, un mer darf nit trinke (warum wech ich nit), un mer darf nit esse die Uhr gude, un mer darf nit uff die mer darf nit uffstehen, un mer darf nit schlafe, un mer darf nit hembärmelgie sei, un mer darf nit rede (des heist, die Alti thut die ganze Zeit nit wie Nichts bappte), un — well, schneuse darf mer, awider nit ze oft un nit zu viel, un nit zu laut.

Wie ich Mir hen die Ras pudje wolle, feat die Alti aei: Un Gottes Wille — wie kannst Du bios? Bei eme Gewitter! Willst Du Dich dann mit Gewalt verfühndige?

Grad in dem Aneeblich blizt es, un die Alti hot sofort gesagt: Siehst Du? Des hot bei uns eiaeschlage. Des is die Sündeschuld.

Un während der ganze Zeit hen ich gewöhnt, daß die Buide beim Tschalli uff mich warte, weil Mir Arrandschments gemacht hawne for e gesellliche Spielsche unner Freund mit eme Quartier-Limit, un ich hen's in Meine Anode geföhlt, daß ich Glück hawne thät un schur wär, de Bot ze nemme. Sie könne sich also Mei Fielings vorstelle, Mister Ebitler, wo ich gehatt hen, in der heiße Bud bei verschlossene Thüre un Fenster hode un keen Mü mache ze derse un des dumme Geshap- pel, des eifältige, ünwerr des Gewitter ze lören.

Un an fort ze gehn war nit ze denke. Die Alti wär im Stand gewese, mich anzubinde. Nämlich bei eme Gewitter darf mer nit allei im Haus sei. Un en Fluchtversuch hen ich aach nit riske könne, dann die Alti wär läpelpel gewese, Mir zum Tschalli nach ze laafe.

Des Beste awider is noch gelimme. Ich bin vun dem Dorfsch, wo ich hen ausstehn müsse, weil die Alti is for e Verfühndigung hält, beim Gewitter was ze trinke, also vun dem Dorfschhaus- stehn un vun dem Nix-rauche hen ich en förchterliche Hunger gekriegt. Un weil die Alti gar te Aftalte zum Zop-

per gemacht hot, da frag ich ganz un- schuldig un poleitist: „Dunnewetter noch emol, gebt's dann heunt gar tee Zopper?“

Da hätte Sie emol was höre solle, wie da die Alti losgelegt hot. Wie ich nor so en Gedante hawne könnit? Gsch! Beim Gewitter! Wo es jede Aagebild bei uns eischlage thät! No, an esse wär gar nit ze denke. Un bi- seits darf mer aach beim Gewitter die Eisbar nit uffmache. Des wär des Afterschädlichste, wo mer thun könnit.

Also niz trinke, niz rauche un niz esse — ich dank schö. Un die Buide hawne beim Tschalli uff mich ge- wart!

Losse Sie mich nor de Wetterlecker fätsche! Des is Alles was ich sag. Ichne des Nämliche wünschend Mit Rigards

John Ritsch Esq.

Wilbrandt und Bülow

Ein fein und stimmungsvoll empfindendes Dichtergemüth, Adolf Wilbrandt, der schon in der Zeit, da Fürst Bülow nur erst Herr von Bülow gewesen, als treuer und verehrungs- voller Freund im Hause der beiden lebenswürdigen Menschen verkehrte, die heute im Mittelpunkt des öffent- lichen Interesses stehen, wußte einmal etwas Hübsches von ihnen zu erzählen.

Er sprach davon, daß Bülow seit langem ein Philosoph sei, der, stets auf den Tag des Endes gefaßt, mit ernsthaftem Sinn alle Vergänglich- keiten betrachte und bereits vor langen Jahren seinen „Finanzminister“, wie er seine Gemahlin zuweilen zu nen- nen liebt, in seiner Gegenwart ge- fragt habe:

„Wenn wir einmal nicht mehr sind, können wir denn dann von un- serem bisherigen Reute leben?“ Und „Donna Maria“, wie die Intimen des Hauses die Gräfin nach dem Bei- spiel ihres Gemahls manchmal zu be- zeichnen pflegen, nicht:

„Einfach, und in Venedig, ja!“ — Eine Antwort, die so manchen, auch weniger bescheidenen Mann als es der Reichstanzler — dem jetzt, wie man weiß, soeben 5 1/2 Millionen als Erbschaft von einem Hamburger Millio- när zuzufallen — im Grunde thätlich- erfüllt hat. Ein Astenheil im traum- tischen Venedig! Die Erhebung des Grafen zum Fürsten von Bülow rüdt diese Zukunftspläne in eine so weite Ferne, daß auch seine politi- schen Widersacher sie, selbst in Nebel gehüllt, am Horizont nicht zu erblicken vermögen. Und da man vom Fürsten Bülow nicht gut sprechen kann, ohne in Versuchung zu gerathen, mit einem Ritz zu schliefen, so sei hier auf das Motto einer alten Familienan- rothe des Geschlechtes deuter von Bülow bingewiesen, dessen Inhalt den An- schauungen des Fürsten völlig ent- spricht und so manchem ablig oder bür- gerlich Geborenen als Richtschnur gel- ten könnte. Dieses Motto lautet:

„Der ist nicht klug ein Edelmann, Der geboren ist aus arthem Stamm; Oder der Geld und Reichthum hat Und thut doch keine redliche That. Die Tugend und die Höflichkeit Abelt den Menschen allezeit.“

Ein Berliner Straßenschild

von großer Treue und Lebendigkeit enthielt kürzlich die „Staats-Ztg.“ Der populärste Straßenschilder Ber- lins, dieß es darin, ist ohne Zweifel der „Mann mit dem Ritt“, der zu den Senatoren der fliegenden Handelswelt gehört. Seine stereotyp Rebe läßt einen derartigen Grob aus, daß weder Klein noch Groß zu widerstehen vermag. „Also, meine Herrschaften,“ so beginnt er, „bet is der berühmte Bernsteinkitt, och Krissall-Palast-Ritt genannt. Leimt, klebt und kittet al- lens. Die Manipulation mit die Gefindung ist eine sehr einfache: man hält den Ritt über eine brennende Flamme, dann schlägt man einen Zeller oder ene Tasse entwei, damit man wat zu kitten hat, und denn kittet man ihr. Er hält wie Eisen, sage id Ihnen, da kann eine Karrnone drüber fahren, det schadet ihr nicht!“ — In leenen Haushalt nich sollte mein Ritt fehlen, er befördert den üblichen Frieden und kiert die jejenzeitige Liebe. Wi oft kommt der Mann besämterter nach Hause, das treie Weib hält ihn ene Kardinenpredigt, da wird er playlöppig und schlägt allens kurz und kleen! Die ganze Wirtschaft is in Saerben — aber wat wäre die Ehe ohne Ritt? Am anderen Morjen kommt die tiefbetriehte Kattin zu mich und saet: Neben Sie mich von Ihren be- rühmten Bernsteinkitt, id muß die ganze Wirtschaft zusammenfitten. Ihr Ritt klebt, leimt und kittet ja allens. Er hält wie Eisen, sag id Ihnen, da kann — Chor der Zu- hörer: „Eine Karrnone drierer fahren, et schadet ihr nicht! er: „Nawoll, meine Herrschaften, so is es. Da kann wirklich ene —“ Alle Rinder (einstimmig): Karrnone drierer fahren! — „Un wenn Sie och zum dritten Male ene Karrnone rieber fahren lassen — et schadet ihr doch nicht! Also wer will von dem be- rühmten Ritt?“ Rhen Hände strecken sich danach aus, die alte „Karrnone“ wickelt zehn Stückchen in eine gedruckte Gebrauchsanweisung und überreicht sie schmunzelnd den Käufern, um als- bald von neuem zu beginnen.

Zart ausgedrückt.

Aus einem Retutenbrief: „Liebe Eltern! Ueber Geure Berufsendung war ich sehr erfreut, besonders da der Herr Unteroftizier mir erlaubte, auch etwas davon zu essen.“

Die Doktorrechnung.

Erzählung nach dem Spanischen von J. Lazarus.

In einem galizischen Dorfe lebte ein armer Bauer mit seinem Weibe, einem Sohne und der Kuh.

Er war sehr arm und hatte sich mit schwerer Arbeit, Sparsamkeit und Entbehrung eine Kleinigkeit gespart. Wieviel?

Jedes Jahr vier Thaler. Das ist nicht viel. Aber in einem Dorfe, in dem zwanzig Pfennige ein Vermögen sind, gilt ein Mann, der vier Thaler hat, soviel wie Rothschild in Paris. Noch dazu in einem Dorfe, das nur vierzig Einwohner und ein paar Schweine bewohnen, ein Ort ohne Schulzen, Farrer und Arzt.

So kam es, daß, als der Sohn Domingoos — des Feldes unserer Skizze — starb, der Vater keinen Arzt holen konnte. Der Junge fühlte sich Abends unwohl, fing Nachts an zu fiebern und war Morrens todt.

Man machte Domingoo Vorwürfe, daß er keinen Arzt geholt hatte, aber er sagte, daß der Doktor in der Stadt wohne, wohin drei Stunden Weges seien, daß der Weg Geld koste und der Arzt für seinen Besuch einen oder vielleicht zwei Thaler fordern würde. Und somit würde der Doktor nur noch einen Todten angetroffen haben.

Natürlich beruhigte sich die liebe Nachbarin damit nicht, denn es galt ja, jemanden zu betrieffen, der vier Thaler im Jahre sparte!

„Das paßt mir nicht wieder,“ sagte Domingo zu seiner Frau — „wenn du einmal krank wirst, sollst du einen Arzt haben!“

Ein Sunner und Sparen hatte sich Domingo schließlich zum Verrger des Dorfes vierzig Thaler zusam- mengespart. Aber kein Glück ist un- getriibt; eines Tages wurde Dorothea, Domingo's Weib, krank.

Ein Nachbar begab sich darauf zu Domingo und fragte: „Wirst du sie vielleicht auch sterben lassen?“

„Noch ist es nicht schlimm. Wenn es Abends nicht besser wird, werden wir sehen.“

„So, nun auf! Wir passen auf!“ Dorothea's Befinden wurde Abends schlimmer. Sie hatte ein fürchtbares Fieber.

Domingo seufzte. Ihn schauderte die Ausgäbe, und für einen Galizier ist das etwas Fürchtbares. Aber hier mußte etwas geschehen, denn der Zu- stand der Kranken verätsimmerte sich zusehends.

Domingo mietete also nach vielem Handeln um zwei Mark einen Esel und machte sich auf nach der Stadt, von wo das Heil für sein Weib kom- men sollte.

Drei Stunden in der Sommerhitze fand keine Kleinigkeit und dazu noch der Gedanke an die Kosten!

Der Doktor sagte ihm gleich, daß er unter sechs Mark nicht mitkäme. Was sollte Domingo machen? Er feilschte, handelte, aber ohne Erfolg. Der Doktor berechnete ihm, daß er sechs Stunden hin und zurück brauchte und wieviel Zeit er verlor.

Am Abend hatten die Nachbarn Domingo's bei dem Kranken, den Doktor auf einem Schimmel antommen zu sehen.

Er untersuchte die Kranke, sah sie einmal und nochmals an, stellte zwei- hundert Fragen, behauptete, daß die Kranke lange dauern könnte, und versprach, da im Ort keine Apotheke war, die Medikamente selbst mitzu- bringen.

Domingo sträubte sich die Haare, als er daran dachte, was die Medizin kosten würde, und die Nachbarn be- ruhigten ihn durch die Versicherung, daß einer von ihnen einmal für ein Duzend Willen sechs Mark bezahlt habe.

Am anderen Morjen erschien der Doktor schon um elf Uhr, mit Flas- schen und Schachteln beladen.

„Das kostet zusammen nur drei Thaler,“ sagte er zu Domingo, den dabei beinade der Schlag rührte.

„Schön, ich werde später alles zu- sammen zahlen, Medizin und Be- such.“

„Wie Ihr wollt.“ Am andern Morjen kam der Dok- tor wieder mit Säcken und Pfastern. Diese Besuche dauerten die Kleinig- keit von zweiundzwanzig Tagen. Am dreizehntwanzigsten fand der Doktor bei Domingo, als er morgens ankam, sieben oder acht Frauen, die ein fürch- bares Geheul anstimmten. Dorothea war nämlich so unhöflich gewesen, trotz der vielen Besuche in dieser Nacht zu sterben, ohne seinen Besuch abzu- warten.

Der Doktor murmelte etwas von „Bauern“, Domingo hatte in seiner Zeit keine Zeit für ihn, und der Doktor versprach, wiederzukommen, wenn sich der erste Schmerz gelegt haben würde.

Man begrub die Frau, las die Tod- tenmesse, der Bauer lehrte an seine Arbeit und die Nachbarn an ihren Klatsch zurück.

„Was das kosten wird?“ sagten einige.

„Mindestens fünf Jahre kausern,“ sagten die anderen.

Domingo hörte alles und sagte nur: „Abwarten.“

Einige Nachmittags, als Domingo vor seiner Thür saß, erschien in der Ferne ein Reiter, und als er näher kam, war es der Doktor.

„Guten Tag, Domingo!“

„Guten Tag, Herr Doktor!“

„Wie geht es?“ „Dante, leidlich.“ „Freut mich. Ich habe hier die Rechnung für die Behandlung und Me- dika für die gute Frau Dorothea, Gott hab' sie selig.“

„Was macht es?“ „Um abzurunden, sagen wir vier- zia Thaler.“ Domingo sah den Dok- tor an, dann sagte er plötzlich ent- schlossen: „Tretet näher.“

Der Doktor folgte ihm ins Haus. Domingo schloß die Thür, nahm aus dem Schrank einen Beutel mit Geld und sagte: „Hier ist die Summe, die Ihr verlan- get. Bevor wir aber abrechnen, seid so gut, mir auf Ehrenwort zwei Fra- gen zu beantworten: „Bitte, recht gern.“

„Ihr habt mein Weib nicht geheilt, nicht wahr?“ „Nein, Domingo, das war unmög- lich.“

„So habt Ihr ihren Tod herbeige- führt?“ „Aber, Freund! Sie starb, weil sie sterben mußte!“

„So habt Ihr sie also weder geheilt noch getödtet?“ „So ist's!“

Da erhob sich Domingo, warf den Doktor zur Thür hinaus und rief ihm nach: „Na, also! So bin ich Euch ja nichts schuldig!“

Die Schätze der Armada.

Bei Tobermorra an der Küste von Schottland sind jetzt Tausender an der Arbeit, um die mit der spanischen Fregatte „Florenca“ untergegangenen Schätze zu heben. Das Schiff gehörte der Armada an, und auf ihm soll sich die Kasse des Geschwaders befunden haben. Die Gesckäfte des Unterwan- ges des Schiffes ist nicht ruhmredig.

Als es, nach der Zerstreuna der Ar- mada, im Hafen von Tobermorra Schutz suchte, war gerade eine Hebbe zwischen zwei Glans ausgebrochen, und hundert Mann von der „Floren- ca“ wurden vom Hauptling des Glans Maclean aneantworen. Sie liehen ihn aber im Stiche und schlep- pen seinen Sohn als Gefangenen auf das Schiff, um trozdem den bedünge- nen Sold zu empfangen. Der junge Maclean aber lezte Feuer an das Pul- vermagazin und sprengte sich mit der ganzen Beladung in die Luft. Wei- ßen jetzt unternommenen Nachforschun- gen hat man schon eine Menge Mün- zen, Waffen und andere Gegenstände ans Tageslicht befördert und hofft, nach Entfernung des Sanbes und Schlammes, die das Schiff bedeken, sich den Zugang zu der Schatzkammer zu verschaffen.

Wer hat das Kartenspiel er- funden?

Es gibt auf dem ganzen Erdkreise kein Kulturvolk, das diese Auszeich- nung für sich nicht in Anspruch ge- nommen hätte. Man sieht also die Liebe zur Sache, aber der Ehrgeiz der Wettbewerber ist nicht so leicht zu be- friedigen, und die Kulturhistoriker der verschiedenen europäischen Völker la- gen sich deshalb grimmig in den Ha- ren. Nun sagte man aber, der Kampf wäre nutzlos; denn in Indien und China hatten die Leute schon längst mit ungeschätzbarer Leidenschaft dem Kartenspiel geföhrt, bevor man da- von in Europa auch nur eine Ahnung gehabt hätte. Da kamen aber wieder andere und meinten, die Europäer hätten die Karten doch sich selbst zu verdanken; denn die Spielarten der Karten wären von den ungrisen so grandverschieden, daß sich die Ver- mutung aufdränge, daß das Karten- spiel ebenso wie das Pulver in Eu- ropa selbständig und unabhängig von den Asiaten erfunden worden sei, um so mehr, als die Europäer vor dem 14. Jahrhundert diesen Segen über- haupt nicht gekannt haben. Da tra- ten nun die Italiener mit dem An- spruch auf, als Väter der Karten zu gelten, weil sie das älteste der gegen- wärtigen Kartenspiele, das Tarock, ausgebadt hätten. Nein, sagten da- rauf die Portugiesen, das Spiel haben wir erfunden, sein Vater ist der be- rühmte portugiesische Spieler Tarocco. Dann kamen wieder die Franzosen und behaupteten, sie wären die Er- finder des Kartenspiels, da eine Karte von Alters her nach dem großen fran- zösischen Spieler La Hire genannt wurde. Auch die Engländer und Spa- nier traten als Konkurrenten auf, aber auch denen nützte die Konkubatur nichts, und schließlich blieb die Wahr- scheinlichkeit der Einführung der Kar- ten in Europa an den Riegemern hän- gen, da es historisch feststeht, daß die Karten in Europa zunächst nicht zum Spiel, sondern zum Wahrgangen be- nutzt wurden. Daß sie dann einen so großen Aufschwung als Spiel genom- men haben, diesen Ruhm darf Deutsch- land in Anspruch nehmen. Die Deut- schen waren nämlich die Ersten, die die Kunst im Entzehen begriffene Holzschneidkunst bei den Karten in Anwendung brachten, indem sie zuerst einen Kunstgriff der früheren Bilders- chneider nachahmten, durch Holz- formen Figuren und Buchstaben mit Farben unangeichnen. Durch diesen gelungenen Versuch legten die deut- schen Holzschneider den Grund zu dem sehr ausgebreiteten Handelsartitel, wozu die gedruckten Karten bald wur- den. Unter deutsches Nationalspiel, der Stat, ist aber erst 70 Jahre alt, da es erst im Jahre 1835 von dem Rechtsanwalft Friedrich Hempel in Altenburg erfunden wurde.

Ein lust'ges Ständlein

hat sich lehtthin hinter den Kulissen des Säkular-Theaters in Berlin, D., beim Gastspiel der Morwiy-Oper er- eignet. Dem „Kl. Journ.“ wird vom Oberregisseur R. Carlhof geschrieben: „Es war „Oberon“. Im zweiten Akt hat während der Gewittermuffst an einer ganz bestimmten Stelle ein Ein- schlag zu erfolgen. Um ganz sicher zu gehen, behielt ich es mir selbst vor, das Zeichen dazu zu geben, und ver- band mich zu diesem Zwecke mit den oberen Regionen, in welchen der „Don- ner“ seines Amtes waltete, durch ein herabgelassenes Seil. Sobald ich an dem Seil ziehen würde, sollte a tempo der Einschlag erfolgen. Kein verfan- gendes elektrisches Signal, nichts konnte mir einen Streich spielen, es mußte ja klappen. Und doch kam es anders. Ich stand, das Stridende um die Hand geschlungen, mit ge- spannten Sinnen wie auf dem An- stand, da ein Riß — aber der Ein- schlag blieb aus, ich zog nochmals, stärker, ich zog crescendo, ich zog im Superlativ — von einem Einschlag war nichts zu hören. Erst viel später, an der unpaßendsten Stelle, im pia- nissimo, trachte es dröhnend durch das Haus. Was in meinem Busen vor- ging, kann man sich denken, aber ge- wöhnt, das, „was nicht mehr zu än- dern ist“, erst am nächsten Tage zu be- sprechen, bechied ich mir am anderen Morgen den Donnerer auf mein Bu- reau. Er kam: ein kläglicher Jupiter tonans, ein kleines, schwaches Män- chen mit ängstlichem Gesichtsausdrck. In gefucht mildem, aber unheil- schwangerem Tone fragte ich ihn nach der Ursache des gestrigen Fehlers, aber mein Groll schmolz rasch, als er mir halbkreiser, in hoher Stimmlage so- endes entgegnete: „Na, wissen Sie, Herr Carlhof, id hatte mir den Strid um 'n Leib gebunden und da hab'n Se mir lein'n ersten Ruck gleich umie- schmissen, und wie id uffstehn' wollte, da rissen Se mir immer wieder uff die Erde, dat id liegen blieb. Da rief id denn Schulz'n, und der machte den Einschlag.“

Eine Kreuzotter im Rothsch- henneste.

In Martinsthal bei Jwidau in Böhmen hörte der Sohn des dortigen Fabrikbesizers Schindler auf einem Spazierwege ängstliche Rufe von Wö- geln. Den Rufen nachgehend, ge- wahrte er an einer mit Heidekraut be- wachlenen Stelle im Walde ein Roth- schelnennest, neben dem eines der eben flüggen Jungen todt auf dem Boden lag, während die übrigen mit den Al- tern angstvoll rufend im Gezwinge um- herflatterten. Als Sch. ein noch im Neste liegendes Rothschelnennest in die Hand nehmen wollte, schoß, wie den Leipzig. N. Nachrichten geschrieben wird, eine über ein Meter lange Kreuzotter mit dem halbverschlungene- n Vogel aus dem Neste hervor. Es gelang dem jungen Mann, das Reptil zu tödten, worauf er aus der Ferne beobachtete, wie das alte Rothschelnennest nach einiger Zeit zu seinem Neste zurückkehrte, es ausbesserte und dann die Jungen wieder herbeilodete.

Napoleon III. und seine Ber- wandten.

Prinz Roland Bonaparte führt in Paris ein großes Haus und gewis- se reaktionäre Blätter bringen rekla- mehafte Berichte über die glänzenden Feste, die in seinem Palais veran- staltet. Derselbe Prinz ist aber be- rühmt durch den schmutzigen Geiz, der für die verarmten alten Diener des Kaiserreichs, die um ein Almosen bitten kommen, die Thüren streng verschlossen hält. Der „Cri de Pa- ris“ erinnert angesichts dieser vorneh- men Handlungsweise an eine Anekdote aus der Zeit des dritten Napoleon. Eines Tages gerieth Prinz Peter Na- poleon mit dem gegen seine Verwand- ten überaus großmüthigen Kaiser in einen Streit, als ihm dieser eine wei- tere Gunst verweigerte.

Lehre für Chemänner.

Die verkorbene Mary A. Livermore brachte gern eine Geschichte von einer jungen Freundin, die sie in Melrose hatte, auf's Tapet, und meinte, daß diese Geschichte eine gute Lehre für Chemänner enthalte.

Diese Freundin war einen Monat lang „Strohwitwe“, da ihr Gatte eine Geschäftsreise nach Europa machte.

„Und Du fühlst Dich recht einsam ohne Deinen Mann?“ fragte Frau Livermore eines Morgens die junge Freundin.

„Ja, ein wenig,“ war die eigen- thümliche Antwort.

„Aber gewiß doch sehr?“ fragte Frau Livermore eifrig. „Du vermis- sest Deinen Mann doch schmerzlich während seiner Abwesenheit?“

Die Andere lächelte bitter: „Ach nein; zum Fröhlichst fell' id seine Zeituna vor seine Kaffeetafel, und für die Hälfte der Zeit verasse ich auf diese Weise böllig, daß er nicht da ist; es ist genau dasselbe, als ob er hinter seiner Zeitung läge.“

Erkannt.

Onkel zum Studiosus: „Deinem oft geäußerten Wunsche, einen Hund zu besitzen, habe ich heute an Deinem Ge- burtstage Rechnung getragen. Du wirst von mir ein Prachtexemplar von Bernhardiner erhalten. Damit seine Erhaltung und Pflege aber Deinen Monatswechsel, mit dem Du ja ohnehin nie auskommst, nicht belaste, sehe ich ihm eine Rente von monatlich zwanzig Mark aus. Daß Du Dich aber ja nicht unterstehst und ihn an- pumpst!“

Ansueg.

Direktor: „Ihr Trauerspiel kann ich nicht geben, das fällt nicht den Abend und ist um zwei Akte zu kurz.“

Autor: „Wissen Sie was, Herr Di- rektor, wir lassen den Helden und die Liebhaberin einfach — stottern.“

Trotig.

Richter: Warum geben Sie das gefundene Portemonnaie nicht auf der Polizei ab?

Angelagter (verächtlich): „Wegen vier Dollars zur Polizei laufen? Das hätte ich nicht mal gekhan, wenn vier- zig drin gemalen wären.“

„Enfant terrible.“

In Gesellschaft wird davon gespro- chen, daß die Witwe eines in der Schlacht gefallenen Japaners sich das Haar abschneide. „Muttschen“, spricht da der kleine Max, „daß häßest Du leichter, Du häßest das Deinige ein- fach nimmer 'nau!“

Ein unangenehmer Onkel.

Studiosus Bummel: „Na, altes Haus, wie geht's? Siehst ja so be- trübt aus!“

Studiosus Pump: „Da soll man nicht betrübt sein, wenn man, wie ich, einen total mißrathenen Erbonkel hat, der sich partout nicht anpumpen läßt!“

Der Herr Professor.

(Im Schirmladen): „Senden Sie mir sofort einen Regenschirm in meine Wohnung; meinen alten habe ich ge- stern irgendwo stehen gelassen.“

„Sehr wohl, Sie sind doch Herr Professor Meier, der Verfasser der be- rühmten Gedächtnislehre?“

Der Salzfischer.

Zimmerherr: „Alle Ihre Mieter nuzen das Klavier im Salon, könnte ich nicht auch ein Stündchen der Schlüssel haben?“

Wirt: „Gern, um welche Zeit?“

Zimmerherr: „Von 2 bis 3 — wäh- rend ich mein Schläschen halte!“

Dienstbotenphilosophie.

Hausfrau (zu dem sich vorkstellenden neuen Dienstmädchen): „Ich begreife nicht recht, wie Sie dazu kommen, so viel Lohn zu fordern, nachdem Sie mir eben erklärt haben, daß Sie von der Wirtschaft noch nicht viel verstehen!“

Dienstmädchen: „Ja, gnädige Frau, wenn man etwas noch nicht kann, wird's einem doch um so schwerer!“

Unbegründete Furcht.

Gatte: „Alara, mein Schatz, zu Dein- em Geburtstag schen' ich Dir den Perlen schmuck!“

Sie: „Weißt Du nicht, daß Perlen Thränen bedeuten?“

Er: „Furcht! Dich nicht, die Per- len bedeuten mir, die sind falsch!“

Gemiedlich.

Räuber (zu einem Sachsen): „Das Geld oder das Leben!“

„Hören Sie mal, mein Guter, da kann ich Ihnen nur's Leben geben, das Geld habe ich Sie nämlich schon müßten einem Ihrer Herren Kollegen geben.“

Ein Ruthiger.

Kellnerin: „Herr Wirth, kommen's g'schind' raus. Im Zansaal ober san scho zwoa über'n Haußen g'lo- schen wor'n.“

Wirth: „Na, san denn lei' anderr mehr oben, daß ich grad der Dritte sein soll'!“

Der Verträthler.

„Unter den Thierarten sind hier auch die Rehtträger gekannt. Wer von Euch nennt mir ein solches Wesen, das auf den Fehen geht? Nun, Heinrich?“

„Mein Vater, wenn er Nachts aus dem Wirthshaus heimkommt.“